

Suhrkamp

Stanisław Lem  
Die  
vollkommene  
Leere

suhrkamp taschenbuch 707



Stanisław Lem  
Die vollkommene  
Leere

*Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen  
von Klaus Staemmler*

*»Die neue Kosmogonie« übersetzte  
I. Zimmermann-Göllheim*

Suhrkamp



# Die vollkommene Leere



Stanisław Lem  
Die vollkommene Leere  
(»Czytelnik« – Warschau)

Rezensionen über nicht existierende Bücher zu schreiben, ist nicht Lems Erfindung; nicht nur bei einem zeitgenössischen Schriftsteller – J. L. Borges – findet man derartige Versuche (z. B. als »Besprechung des Werks von Herbert Quaine« in dem Band »Labyrinth«), die Konzeption reicht weiter zurück, und auch Rabelais war nicht der erste, der sie anwandte. Doch »Die vollkommene Leere« ist insofern einzigartig, als sie eine Anthologie ausschließlich solcher Kritiken sein will. Systematische Pedanterie oder systematischer Spaß? Man verdächtigt den Autor der spaßhaften Absicht, und dieser Eindruck wird auch durch die Einleitung nicht abgeschwächt, eine ellenlange, theoretische Einleitung, in der man liest: »Romane zu schreiben, ist eine Form des Verlusts schöpferischer Freiheiten . . . Weiterhin ist das Rezensieren von Büchern eine noch weniger edle Zwangsarbeit. Über den Schriftsteller kann man wenigstens sagen, er habe sich selbst gefesselt – durch das gewählte Thema. Der Kritiker befindet sich in der schlechteren Lage; wie ein Zwangsarbeiter an seine Schubkarre, ist der Rezensent an das besprochene Werk geschmiedet. Der Schriftsteller verliert seine Freiheit im eigenen, der Kritiker im fremden Buch.«

Die Emphase dieser Vereinfachungen ist zu offensichtlich, um ernst genommen zu werden. In einem weiteren Absatz der Einleitung (»Autosoil«) heißt es: »Die Literatur hat uns bisher von fiktiven *Gestalten* erzählt. Wir gehen weiter, wir werden fiktive *Bücher* beschreiben. Das ist eine Chance, die schöpferischen Freiheiten wiederzugewinnen, und zugleich die Vermählung zweier kontradiktorischer Geister, des belletristischen Autors und des Kritikers.«

Das »Autosoil«, führt Lem weiter aus, soll die freie Schöp-



fung »zum Quadrat« sein, denn der Kritiker des Textes werde, ist er erst in diesen Text eingeführt, mehr Manövrierfähigkeiten haben als der Erzähler der traditionellen oder nicht traditionellen Literatur. Dem kann man zustimmen, weil die Literatur heute tatsächlich um eine größere Distanz zu dem Geschaffenen ringt wie der Läufer um das richtige Atmen. Schlimm genug, daß diese gelehrte Einleitung irgendwie nicht zum Ende kommt. Lem erzählt darin von den positiven Seiten des Nichts, von idealen mathematischen Objekten und neuen Metaebenen der Sprache. Für einen Spaß ist das ein bißchen überzogen. Mehr noch – mit dieser Ouvertüre führt Lem den Leser (und vielleicht auch sich selbst?) in die Irre. Denn »Die vollkommene Leere« besteht aus Pseudorezensionen, die nicht nur eine Sammlung von Witzen sind. Ich möchte sie im Gegensatz zum Autor in drei Gruppen einteilen:

1. Parodie, Pastiche und Spott. Hierzu gehören die »Robinsonaden«, »Nichts oder die Konsequenz« (beide Texte verhöhnen auf verschiedene Weise den Nouveau Roman), eventuell noch »Du« und »Gigamesh«. Zwar ist die Position bei »Du« ziemlich risikoreich, denn sich ein *schlechtes* Buch auszudenken, das man verreißen kann, weil es schlecht ist, wirkt allzu billig. Formal am originellsten ist der Roman »Nichts oder die Konsequenz«, weil bestimmt niemand ihn schreiben könnte, der angewandte Trick der Pseudorezension erlaubt also ein akrobatisches Kunststück: die Kritik eines Buches, das es nicht nur nicht gibt, sondern auch nicht geben kann. »Gigamesh« hat mir am wenigsten gefallen. Es geht darum, daß die Sonne alles an den Tag bringt. Aber lohnt es sich wirklich, mit derartigen Witzen Meisterwerke abzutun? Vielleicht, wenn man selbst keine schreibt.

2. Skizzen und Kladden (denn letzten Endes sind das eigenartige Kladden) wie »Gruppenführer Louis XVI.«, »Der Idiot« und auch »Die Frage des Tempos«. Jede von

ihnen könnte – wer weiß das schon – der Embryo eines guten Romans sein. Aber diese Romane müssen erst geschrieben werden. Eine Inhaltsangabe, ob kritisch oder nicht, ist schließlich doch nur eine Vorspeise, die uns Appetit auf das in der Küche nicht vorhandene Hauptgericht macht. Warum ist es nicht vorhanden? Eine Kritik mit Unterstellungen ist unfair, aber ich will sie mir einmal gestatten. Der Autor hatte Einfälle, die er nicht in vollem Umfang zu realisieren vermochte; er konnte sie nicht niederschreiben, und es tat ihm leid, sie nicht niederzuschreiben – das ist die ganze Genesis dieses Teils der »Vollkommenen Leere«. Intelligent genug, gerade diesen Vorwurf vorauszusehen, hat Lem beschlossen, sich durch die Einleitung zu tarnen. Deshalb spricht er in »Autosoil« von der Armseligkeit der Prosawerkstatt, von der Handwerkerarbeit des Schnitzens an den Beschreibungen, »um fünf Uhr verließ die Marquise ihr Haus«. Doch eine gute Werkstatt ist nicht armselig. Lem schrak zurück vor den Schwierigkeiten, die jeder der drei von mir nur als Beispiel genannten Titel in sich barg. Er zog es vor, nichts zu riskieren, er hat sich gedrückt, er ist ausgewichen. Indem er sagt, jedes Buch sei »ein Grab zahlloser anderer, die es vernichtet, verdrängt hat«, deutet er an, daß er über mehr Einfälle verfügt als über biologische Zeit (*ars longa, vita brevis*). Aber so viele bedeutsame, vielversprechende Einfälle hat er in der »Vollkommenen Leere« gar nicht. Es gibt dort Geschicklichkeitsbeweise, die ich erwähnt habe; dann aber weicht er in Späße aus. Ich vermute etwas Ernsthafteres, nämlich – eine nicht zu verwirklichende Sehnsucht.

3. Die Überzeugung, daß ich mich nicht irre, entnehme ich der letzten Gruppe von Werken in diesem Band, nämlich solchen wie »De Impossibilitate Vitae«, »Die Kultur als Fehler« und – besonders! – »Die Neue Kosmogonie«.

»Die Kultur als Fehler« stellt Anschauungen auf den Kopf, die Lem mehr als einmal verkündet hat, sowohl in seinen

belletristischen als auch in seinen diskursiven Büchern. Die Eruption der Technologie, dort als Liquidatrix der Kultur gebrandmarkt, wird hier zur Befreierin der Menschheit erhoben. Zum zweiten Mal erweist sich Lem in »De Impossibilitate Vitae« als Apostat. Die amüsante Absurdität der langen Ursachenketten dieser Familienchronik darf uns nicht täuschen – nicht um die Komik der Anekdote geht es, sondern um einen Angriff auf Lems Allerheiligstes, auf die Wahrscheinlichkeitstheorie, auf den Zufall also, auf die Kategorie also, die seinen verschiedenen Konzepten zugrunde liegt. Der Angriff findet in einer närrischen Situation statt, das soll seine Schärfe abstumpfen. War er also vielleicht einen Augenblick lang nicht grotesk gedacht? Diesen Zweifel zerstreut »Die Neue Kosmogonie«, eine wahre *pièce de résistance* des Buches, in ihm versteckt wie die Griechen im Trojanischen Pferd. Sie ist weder ein Spaß noch eine fiktive Rezension. Was also ist sie wirklich? Belastet mit einer so massiven wissenschaftlichen Argumentation, wäre sie ein reichlich schwerfälliger Spaß – man weiß ja, Lem hat die Enzyklopädien gefressen, man braucht ihn nur zu schütteln, schon wimmelt es von Logarithmen und Formeln. »Die Neue Kosmogonie« ist die fiktive Rede eines Nobelpreisträgers, sie umreißt ein revolutionäres Bild des Universums. Hätte ich kein anderes Buch von Lem gelesen, könnte ich am Ende annehmen, es sollte ein Witz für dreißig Eingeweihte sein, d. h. für die Physiker und die anderen Relativisten auf der ganzen Welt. Doch kommt mir das unwahrscheinlich vor. Also? Ich habe den Verdacht, es handle sich wieder um ein Konzept, das dem Autor aufleuchtete – und vor dem er zurückschrak. Selbstverständlich wird er das nie zugeben, und weder ich noch irgend jemand sonst wird ihm beweisen können, daß er den Kosmos als Spiel ernst genommen hat. Er kann sich stets auf die Spaßhaftigkeit des Kontextes berufen, auf den Titel des Buches (»Die vollkommene Leere« – als wird über

nichts gesprochen); außerdem – das beste Asyl, die beste Ausrede ist die *licentia poetica*.

Dennoch bin ich der Meinung, daß sich hinter all diesen Texten der Ernst verbirgt. Der Kosmos als Spiel? Intentionale Physik? Als Verehrer der Wissenschaft, der vor ihrer heiligen Methodologie auf dem Bauch liegt, konnte Lem sich nicht zu ihrem ersten Häresiarchen und Abtrünnigen erheben. Er konnte deshalb diesen Gedanken in keine diskursive Aussage einfügen. Andererseits, die Idee des »Kosmos als Spiel« zur Achse eines Handlungsfadens zu machen, hätte bedeutet, ein weiteres, soundsovielties Buch der »normalen Science Fiction« zu schreiben.

Was blieb übrig? Für den gesunden Menschenverstand nichts anderes, als zu schweigen. Bücher, die ein Schriftsteller nicht schreibt, die er bestimmt nicht in Angriff nimmt, was auch geschehen mag, denen man fiktive Autoren zuschreiben kann – sind solche Bücher nicht dadurch, daß sie nicht existieren, dem feierlichen Schweigen seltsam ähnlich? Kann man sich noch mehr von heterodoxen Gedanken distanzieren? Redet man von diesen Büchern, von diesen Auftritten als von fremden Äußerungen, dann ist das fast, als spräche man – schweigend. Besonders wenn sich das in einer Szenerie des Späßes abspielt.

Also – aus jahrelang unter dem Herzen getragendem Hunger nach einem nahrhaften Realismus, aus Gedanken, die den eigenen Anschauungen kraß entgegenstehen und deshalb nicht direkt ausgesprochen werden können, aus allem, wovon man vergeblich träumt, ist »Die vollkommene Leere« entstanden. Die theoretische Einleitung, die scheinbar die »neue literarische Gattung« begründet, ist ein Manöver, um die Aufmerksamkeit abzulenken, eine absichtlich exponierte Bewegung, mit der der Zauberkünstler unseren Blick von dem ablenkt, was er wirklich tut. Wir sollen glauben, daß Geschicklichkeitsbeweise stattfinden werden, obwohl dem nicht so ist. Nicht der Trick der »Pseu-

dorezension« hat diese Werke geboren, sie selbst haben sich, vergeblich nach Ausdruck verlangend, dieses Tricks als Exkulation und Vorwand bedient. Ohne diesen Trick wäre das alles in der Sphäre des Verschweigens geblieben. Es handelt sich nämlich um einen Verrat an der Phantasie zugunsten eines gut geerdeten Realismus, um eine Verleugnung in der Empirie, um eine Häresie in der Wissenschaft. Sollte Lem geglaubt haben, seine Manipulation werde nicht durchschaut werden? Dabei ist sie sehr einfach: lachend das hinausschreien, was man ernsthaft nicht zu flüstern wagte. Trotz allem, was die Einleitung sagt, muß der Kritiker nicht an das Buch geschmiedet sein wie der Zwangsarbeiter an die Schubkarre; nicht darin besteht seine Freiheit, daß er ein Buch in den Himmel heben oder herabsetzen kann, sondern darin, daß er durch das Buch wie durch ein Mikroskop den Autor betrachten kann. Dann aber erweist sich die »Die vollkommene Leere« als Geschichte von dem, was man haben möchte, aber nicht hat. Sie ist ein Buch voll unerfüllter Träume. Und die einzige Finte, die der hakenschlagende Lem noch anwenden könnte, wäre der Gegenangriff in Gestalt der Behauptung, nicht ich, der Kritiker, sondern er selbst, der Autor, hätte die vorliegende Rezension geschrieben und sie zu einem weiteren Teil der »Vollkommenen Leere« gemacht.

Les Robinsonades par  
Marcel Coscat  
(*Ed. du Seuil – Paris*)

Nach Defoes Robinson kam, für Kinder zurechtgeschnitten, der schweizerische Robinson und eine Menge derartiger infantil gemachter Versionen vom Leben ohne Mitmenschen; vor ein paar Jahren nun hat die Pariser »Olimpia«, mit dem Geist der Zeit gehend, »Robinson Crusoes sexuelles Leben« publiziert, ein triviales Machwerk, bei dem es sich nicht einmal lohnte, den Namen des Autors zu nennen, er versteckte sich nämlich hinter einem jener Pseudonyme, die der Verleger selbst benutzt, wenn er zu bekannten Zwecken einen Tagelöhner der Feder engagiert. Auf die »Robinsonaden« Marcel Coscats dagegen lohnte es sich zu warten. Hier haben wir Robinson Crusoes gesellschaftliches Leben, seine sozial-charitative Arbeit, seinen mühevollen, schwierigen, bedrängten Lebenslauf, denn es handelt sich hier um die Soziologie der Einsamkeit, um die Massenkultur einer menschenleeren Insel, die gegen Ende des Romans vor Gedränge geradezu aus den Nähten platzt.

Coscat hat, wie der Leser bald bemerkt, kein Werk plagiatorischen oder kommerziellen Charakters geschrieben. Es geht ihm weder um die Sensation noch um die Pornografie der Menschenleere, indem er etwa die sinnliche Begierde des Schiffbrüchigen auf die Palmbäume mit ihren behaarten Kokosnüssen, auf die Fische, Ziegen, Äxte, Pilze und Fleischwaren lenkt, die aus dem zerschellten Schiff gerettet wurden. Der »Olimpia« zum Trotz ist Robinson in diesem Buch kein rasendes Mannstier, das, wie das phallische Einhorn Sträucher, Zuckerrohr- und Bambussaaten zertretend, den Sandstrand, die Berggipfel, das Wasser der Buchten, das Schreien der Möwen, die erhabenen Schatten der Albatrosse oder die vom Sturm ans Land getriebenen Haifische vergewaltigt. Wer nach solchem Inhalt giert, fin-

det in diesem Buch keine Nahrung für seine entfesselte Phantasie. Marcel Coscats Robinson ist Logiker in Rein- kultur, extremer Konventionalist, Philosoph, der aus sei- ner Doktrin die letzten möglichen Schlüsse gezogen hat, und das Zerschellen des Schiffes, des Dreimasters »Patricia«, war für ihn nur ein Öffnen des Tors, ein Sprengen der Fes- seln, ein Bereitstellen der Laborapparatur für das Experi- ment, es war ein Akt, der ihm den Zugang zu seinem eige- nen, von den anderen nicht befleckten Sein öffnete.

Nachdem Serge N. seine Lage erkannt hat, nimmt er sie nicht fügsam an, sondern beschließt, der echte Robinson zu werden, und beginnt mit der freiwilligen Annahme gerade dieses Namens, was insofern rational ist, als er aus seinem bisherigen Leben keinen Nutzen mehr wird ziehen können.

Das Los des Schiffbrüchigen im Gesamtrahmen der Unbe- quemlichkeiten des Seins ist hinreichend unerfreulich, man braucht es nicht mit von vornherein vergeblichen Bemü- hungen der dem Verlorenen nachtrauernden Erinnerung zu würzen. Die Welt, die man antrifft, muß man auf mensch- liche Weise ordnen; der ehemalige Serge N. beschließt des- halb, sowohl die Insel als auch sich selbst vom Nullpunkt an zu gestalten. Coscats neuer Robinson gibt sich keinen Illusionen hin; er weiß, Defoes Held war eine Fiktion, sein lebendiges Vorbild aber, der Matrose Selkirk, wie sich her- ausstellte, als eine Brigg ihn nach Jahren zufällig fand, ein so völlig vertieftes Wesen, daß er sogar die Sprache ver- loren hatte. Defoes Robinson rettete sich nicht durch Frei- tag – der traf zu spät ein –, sondern weil er gewissenhaft mit einem strengen, für den Puritaner aber besten aller möglichen Gefährten rechnete, nämlich mit dem Herrgott selbst. Dieser Gefährte zwang ihm das strikt pedantische Verhalten, die hartnäckige Arbeitsamkeit, die Gewissens- erforschung und besonders die reinliche Bescheidenheit auf, die den Autor der Pariser »Olimpia« so rasend gemacht

hat, daß er sie frontal auf die Hörner der Zügellosigkeit nahm.

Serge N. oder der Neue Robinson, der eine gewisse schöpferische Kraft in sich spürt, wird eine These bestimmt nicht aufstellen und weiß das schon von vornherein: Der Höchste kommt für ihn nicht in Frage. Er ist Realist, und als Realist macht er sich ans Werk. Er will alles überlegen, also beginnt er mit der Frage, ob es nicht das Vernünftigste wäre, gar nichts zu tun; das wird ganz sicher in den Wahnsinn führen, doch wer weiß, ob er nicht eine durchaus bequeme Position darstellt. Ja, wenn man sich eine Art des Irrsinns auswählen könnte wie eine zum Oberhemd passende Krawatte, die hypomanische Euphorie etwa mit ihrer dauerhaften Freude, Robinson würde sie sich sogar gern einimpfen, aber woher die Gewißheit, daß er nicht abtreibt in die Depression, die mit Selbstmordversuchen endet? Dieser Gedanke stößt ihn ab, besonders in ästhetischer Hinsicht, außerdem entspricht Passivität nicht seiner Natur. Zudem wird er immer Zeit genug haben, um sich aufzuhängen oder zu ertränken – so legt er auch diese Variante ad acta. Die Welt der Träume, sagt er sich auf einer der ersten Seiten des Romans, das ist jenes Nirgendwo, das geradezu vollkommen sein kann; eine Utopie, abgeschwächt in ihrer Deutlichkeit, weil ungenügend entfaltet, ertrinkend in den nächtlichen Arbeiten des Gehirns, das dann den Aufgaben des Wachseins nicht gewachsen ist. »Im Traum«, sagt Robinson, »besuchen mich verschiedene Personen und stellen mir Fragen, auf die ich keine Antwort weiß, bis sie von ihren Lippen kommt. Soll das etwa bedeuten, daß diese Personen Bruchstücke sind, die sich von meinem Sein lösen, Verlängerungen seiner Nabelschnur? So reden heißt in einen entsetzlichen Fehler verfallen. Wie ich nicht weiß, ob jene mir *bereits* schmackhaft erscheinenden fetten weißen Würmer sich unter diesem flachen Stein befinden, den ich mit der großen Zehe meines nackten Fußes



vorsichtig zu lockern beginne, weiß ich auch nicht, was sich im Geist jener Personen verbirgt, die mich im Traum besuchen. Bezogen auf mein Ich, sind diese Personen also ebenso äußerlich wie Würmer; es geht nicht darum, den Unterschied zwischen Traum und Wachsein zu verwischen – das ist der Weg zum Wahnsinn! –, sondern darum, eine neue, bessere Ordnung zu schaffen. Was im Traum nur manchmal gelingt, irgendwie, schief, schwankend und zufällig, muß ausgerichtet, verdichtet, ergänzt und befestigt werden; der Traum, am Wachsein fixiert, auf das Wachsein *als Methode* hin ausgeführt, dem Wachsein dienstbar, das Wachsein bevölkernd, es mit bester Ware anreichernd, hört auf, Traum zu sein, und das Wachsein wird unter dem Einfluß dieser Therapie einerseits auf alte Weise nüchtern, andererseits auf neue Weise geformt. Da ich allein bin, brauche ich mit niemandem mehr zu rechnen; da aber mein Wissen um das Alleinsein zugleich für mich Gift ist, werde ich demzufolge nicht allein sein; den Herrgott kann ich mir faktisch nicht erlauben, doch bedeutet das noch lange nicht, daß ich mir niemanden erlauben kann!«

Und weiter sagt unser logischer Robinson: »Der Mensch ohne andere ist wie ein Fisch ohne Wasser, aber wie die Mehrzahl der Gewässer schmutzig und verdreckt ist, waren auch meine Milieus Abfallhaufen. Verwandte, Eltern, Chefs, Lehrer habe ich mir nicht selbst ausgewählt, sogar für meine Mädchen trifft das zu, weil sie sich einfanden, wie es gerade kam: ich habe gewählt (wenn ich überhaupt gewählt habe), was der Zufall anbot. Wenn ich wie jeder Sterbliche zu den zufälligen Umständen von Geburt, Familie und Gesellschaft verurteilt war, brauche ich nichts zu bedauern. Mithin – mag das erste Wort der Genesis ertönen: Weg mit diesem Gerümpel!«

Er spricht, wie wir sehen, diese Worte mit einer Feierlichkeit, die dem »Es werde . . .« des Schöpfers gleichkommt. Denn Robinson beginnt, sich vom Nullpunkt aus eine Welt

zu schaffen. Schon ist sie nicht mehr nur infolge einer akzidentellen Katastrophe von allen Menschen befreit, sondern er geht mit der Schöpfung aufs Ganze. So umreißt Coscats vollkommen logischer Held sein Programm, das ihn später verspotten und vernichten wird – etwa wie die menschliche Welt ihren Schöpfer?

Robinson weiß nicht, womit er anfangen soll. Sich mit Idealfiguren umgeben? Mit Engeln? Mit Pegasussen? (Einige Augenblicke lang gelüstet es ihn nach Zentauren.) Doch begreift er, der Illusionslose, daß die Anwesenheit irgendwelcher vollkommenen Wesen ihm lästig wäre. Deshalb gibt er sich am Anfang denjenigen zur Seite, von dem er bisher, früher nur hat träumen können, nämlich den treuen Diener, den Butler, Garderobier und Lakaien in einer Person, den fettleibigen (Fettleibige sind heiter!) Glumm. Im Verlauf dieser ersten Robinsonade denkt unser Schöpfer-Geselle über die Demokratie nach, die er wie jeder Mensch (dessen ist er sicher) nur aus Notwendigkeit ertragen hat. Schon als Junge hat er vor dem Einschlafen davon geträumt, wie schön es wäre, im Mittelalter als großer Herr geboren zu werden. Jetzt endlich kann er seine Wunschträume verwirklichen. Glumm ist gehörig dumm, darin übertrifft er seinen Herrn von sich aus; nie fällt ihm etwas Originelles ein, also sagt er nie den Dienst auf; alles führt er prompt aus, sogar das, was der Herr noch gar nicht verlangt hat.

Der Autor erklärt nicht, ob und wie Robinson *für* Glumm arbeitet, da die Geschichte in der ersten (Robinsons) Person erzählt wird. Selbst wenn dieser also (und wie könnte es anders sein?) still und leise tut, was später als Ergebnis des Lakaiendienstes erscheint, tut er es in vollkommener Gedankenlosigkeit, so daß nur die Resultate dieser Mühen sichtbar werden. Kaum reibt sich Robinson morgens seine noch schlafverklebten Augen, schon liegen am Kopfende seines Lagers auf sauberen Tellersteinen die sorgsam zube-

reiteten, leicht mit Meerwasser gesalzenen, mit der Säure aus Sauerampferblättern schmackhaft gewürzten kleinen Austern, die er besonders gern mag, oder weiße, butterweiche Regenwürmer. Und ganz in der Nähe glänzen seine mit Kokosfasern blankgeputzten Schuhe, die Kleidung wartet, mit einem sonnenheißen Felsbrocken glattgebügelt, die Hose hat eine scharfe Falte, im Rockaufschlag steckt eine frische Blume, doch der Herr nörgelt wie üblich ein bißchen, während er frühstückt und sich ankleidet, zum Mittagessen bestellt er Seeschwalben und zum Abendbrot Kokosmilch, aber gut gekühlt – Glumm lauscht den Befehlen, wie es einem guten Butler ansteht, natürlich in demütigem Schweigen.

Der Herr nörgelt, der Diener lauscht; der Herr befiehlt, der Diener folgt – ein angenehmes, ruhiges Leben, etwa wie Ferien auf dem Lande. Robinson geht spazieren, liest interessantere Steinchen auf, legt sich sogar eine Sammlung davon an, Glumm richtet inzwischen die Mahlzeiten – und ißt dabei selbst überhaupt nichts, welche Sparsamkeit bei den Ausgaben, welche Bequemlichkeit! Doch bald zeigt sich im Inneren der Beziehungen zwischen Herrn und Diener das erste Sandkorn. Glumms Existenz steht außer Frage, an ihr zu zweifeln, hieße daran zweifeln, daß die Bäume auch dann aufragen und die Wolken auch dann vorüberziehen, wenn niemand sie ansieht. Aber der Dienstfeifer des Lakaien, seine Sorgfalt, sein treuer Gehorsam, seine Fügbarkeit werden geradezu langweilig. Die Schuhe sind *immer* geputzt, die Austern duften jeden Morgen neben dem harten Lager, Glumm sagt kein Wort – das fehlte auch noch, der Herr kann räsonierende Diener nicht leiden –, doch man sieht daraus, daß es Glumm als *Person* auf der Insel überhaupt nicht gibt; Robinson beschließt, etwas hinzuzufügen, daß die allzu einfache, also primitive Situation raffinierter macht. Glumm Trägheit, Trotz oder einen Kopf voller Streiche zu verleihen, ist unmöglich; er

ist bereits, wie er nun einmal ist. Zu sehr *existent*. So engagiert Robinson als Helfer und Küchenjungen den kleinen Smen. Ein schmutziger, aber hübscher Junge, fast möchte man sagen, ein Zigeunerknabe, ein wenig Faulpelz, aber aufgeweckt, zu allerlei Streichen aufgelegt, und von nun an hat nicht der Herr, wohl aber der Lakai immer mehr zu tun, nicht mit der Bedienung des Herrn, wohl aber damit, vor dem Auge des Herrn zu verbergen, was dieser Lausbengel ausheckt. Im Ergebnis gibt es Glumm sogar noch weniger als zuvor, weil er ständig mit der Abrichtung Smens beschäftigt ist, Robinson kann manchmal ungewollt Glumms Schimpfereien hören, wenn der Seewind sie zu ihm trägt (Glumms krächzende Stimme erinnert seltsam an die Stimme der großen Seeschwalben), aber er wird bestimmt nicht in die Streitereien der Dienstboten eingreifen! Smen hält Glumm von seinem Herrn fern? Dann muß Smen eben weg, schon ist er in alle vier Winde verjagt. Sogar Austern hat er genascht! Der Herr ist bereit, die kleine Episode zu vergessen, was hilft's, wenn Glumm das nicht gänzlich kann. Er vernachlässigt seine Arbeit, Schimpfen ändert nichts, der Lakai schweigt weiter, er ist stiller als Wasser, unwichtiger als Gras, aber – jetzt wird das klar – er hat begonnen, sich etwas zu denken. Der Herr wird den Lakaien weder ausfragen noch um seine Offenheit bitten – soll er etwa sein Beichtvater sein?! Es geht nicht alles nach Wunsch, ein strenges Wort bleibt ohne Wirkung – also auch du, alter Dummkopf, geh mir aus den Augen! Da hast du dein Gehalt für drei Monate – verrecken sollst du! Stolz wie jeder Herr, vertut Robinson einen ganzen Tag damit, ein Floß zusammenzubasteln, so gelangt er an Deck der auf dem Riff zerschellten »Patricia«. Zum Glück haben die Wellen das Geld nicht weggespült. Die Rechnung ist beglichen, Glumm verschwindet, aber das abgezählte Geld hat er zurückgelassen. Derart von dem Lakaien beleidigt, weiß Robinson nicht, was er tun soll. Er spürt, wenn auch